(Zweites Blatt)

Thorner Zeitung.

Nr. 287 — Donnerstag, den 9. Dezember — 1897

Deutscher Reichstag.

Sitzung am Dienstag, den 7. Dezember.

Am Tische des Bundesraths: Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe, Staatssekretäre Graf von Posadowsky, Tirpitz, v. Bülow, Freiherr v. Thielmann, Minister v. Goßler.

Die erste Berathung der Flottenvorlage wird fortgesetzt.

Abg. Richter (freis. Volksp.): Was ist Alles seit dem Tode Kaiser Wilhelms I. für Heer und Marine aufgewendet worden. Das Heer ist um 91 000 Mann größer, das Ordinarium des Militäretats ist dem entsprechend gestiegen und im Extraordinarium für Herr und Marine seit 1898 die Summe von 1860 Millionen Mark hergegeben worden. Die Marine soll den an sie herantretenden Aufgaben nicht gewachsen sein! Nun, die Expedition nach China, diese außerordentliche Kraftenentfaltung zeigt doch, daß man die Flotte für ausreichend hält. Man will es so darstellen, als ob den Reichstag eine Schuld treffe, er habe nicht genügende Mittel für die Flotte bewilligt. Ich muß den Vorwurf zurückweisen. Die Bewilligungen der einzelnen Jahre enthalten dafür die Belege. Allerdings haben wir verstanden die Anforderungen einzudämmen, hätten wir das nicht gethan, so hätten wir jetzt neue Steuern. Der Nothwendigkeit eines Ausbaues der deutschen Flotte verschließen wir uns durchaus nicht. Das jährlich auszuübende Budgetbewilligungsrecht erleichterte ganz bedeutend den Ausgleich entgegenstehender Ansichten und Forderungen; darin liegt naturgemäß auch der Grund, weßhalb wir dem Septennat entgegentreten. Wir stimmen in vielen Punkten mit der Regierung überein, in der Nothwendigkeit des Küstenschutzes, sowie der Besetzung auswärtiger Stationen. Man sagt, die Schiffe reichen dazu nicht aus. Nun ja, wie in der Friedrichsstraße an jeder Ecke ein Schutzmann postirt wird, so kann man allerdings nicht überall in der Welt Schiffe aufstellen. Und selbst die vielen Schutzleute verhindern weder die Morde, noch helfen sie viel zur Entdeckung von Morden, sonst würde die Zahl der ungesühnten Morde nicht so groß sein. Also in dieser Hinsicht sollte man etwas maßvoller sein in seinen Ansprüchen an die Hilfe der Flotte. Der beste Schutz der deutschen Interessen im Auslande geschieht durch ordentliche Handelsverträge. Schutzzöllnerische Handelspolitik könnte uns mehr schaden, als der Mangel aller Stationsschiffe. Unsere Küsten sind doch hinreichend geschützt, und es sind nur höchstens einige Panzer mehr erforderlich. Warum müssen es im Ganzen 19 sein, nach den früheren mit gleicher Entschiedenheit vorgetragenen Ansichten sollten es nur 15 sein. Jetzt soll man darüber in Offizierkreisen ganz klar sein. Nun, mit der Uebereinstimmung in Offizierskreisen ist das eine eigene Sache, es ist noch nicht so lange her, da war man ganz einverstanden, die Dienstzeit müsse eine dreijährige sein. Daraus und aus alledem erklärt sich unser Mißtrauen und dieser Widerstand gegen die artilleristische Neubewaffnung. Wie schwer ist es nun schon für ein Jahr die Budgetforderungen mit den Einnahmen in Einklang zu bringen, die Bedürfnisse richtig abzumessen; um soviel schwerer ist es bei einem Septennat. Aber hier handelt es sich gar nicht um ein Septennat, sondern um ein Aeternat (Zustimmung links.) Wir sollen dies doch für immer bewilligen, das ist ganz unmöglich, wenn man den Wechsel der Ansichten, den wir von 1873 bis 1889 und in den letzten Jahren noch öfter erlebt haben, bedenkt. Hätten wir jedesmal, wenn man es von uns fordert, einen festen Plan feststellen wollen, so hätten diese alle geändert werden müssen, ja selbst der Plan des Herrn Hollmann vom vorigen Jahre hätte jetzt, da Herr Tirpitz ans Ruder gelangt ist, einer Aenderung unterzogen werden müssen. (Zustimmung links.) Vor 14 Monaten hat sich der Herr Reichskanzler im Reichsanzeiger den gestern vorgetragenen Ansichten vollkommen diametral entgegengesetzt geäußert. Wird unter Umständen Herr Tirpitz auch stets derselbe bleiben? Ich bezweifle es. Vor vier Monaten, zu einer Zeit, als sich die Regierung ein Preßbureau für Marine-Angelegenheiten einrichtete, brachte die Oberoffiziöse der Offiziösen, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung," einen Artikel, in welchem ein Plan, wie der gegenwärtige, in Grund und Boden verdammt wurde. „Erkläre mir, Graf Orindur, diesen Zwiespalt der Natur!" (Heiterkeit.) Nun hat der „Staatsanzeiger" bei seiner damals zu ganz ungewöhnlicher Stunde gemachten Veröffentlichung der Marinevorlage gleichzeitig die Versicherung gegeben, der Flottenplan sei ohne neue Steuern durchzuführen. Sonderbarerweise ist in der dem Reichstage gemachten Vorlage diese Bemerkung nicht aufzufinden, sie ist verschwunden. Sollte sie eine Privatleistung des verantwortlich im „Reichsanzeiger" zeichnenden Herrn Redakteur Siemenroth sein? (Heiterkeit.) Ich traue dem Frieden nicht, die Tabaksteuer ist noch nicht ad acta gelegt, und ich bin überzeugt, daß auch die Bierschlange wieder ihr Haupt erheben wird. (Große Heiterkeit.) Für die richtige Beurtheilung des Bedürfnisses fehlt jede sichere Grundlage; müssen wir es doch erleben, daß sich die Kosten im Bau befindlicher Schiffe um Millionen vergrößern, weil in der Konstruktion plötzlich Aenderungen sich als nöthig herausgestellt haben. Und wir sollen uns auf sieben Jahre hinaus binden, nein, sogar zu einem Aeternat die Hand reichen! Das ist unmöglich, und wenn der Herr Schatzsekretär auch die Reichsfinanzen auch noch so himmelblau darstellt, wie gestern. Im Etat für 1898/99 steht „Mehreinnahmen an Zöllen und Verbrauchssteuern 36 Millionen Mark." Ist das denn nun wahr? Nein. Das ist nur eine rechnerische Formel, es ist ein Durchschnitt aus den letzten guten Jahren. In dem Maße, wie man Etats günstig veranschlagt, in dem Maße verschlechtert man die wirkliche Gestaltung des Etats. Die Gegenwart giebt uns schon einen warnenden Fingerzeig, daß das Moment der Steigerung vorüber und wahrscheinlich schon die absteigende Bewegung eingetreten ist: die Einnahmen im Oktober dieses Jahres haben sich schon verringert, sind hinter dem Voranschlage zurückgeblieben. Und nun bedenken Sie ferner: das Quinquennat des Heeres läuft ab, wie wird das neue Quinquennat aussehen? Schon der jetzige Militäretat sieht ganz unheimlich aus; die Herren vom Landheer wollen hinter der Marine augenscheinlich nicht gern zurückbleiben. (Heiterkeit.) Warten Sie nur, wenn die Marine vorüber ist, kommt das Landheer anmaschirt. (Heiterkeit.) Früher konnte uns Herr Miquel die Finanzlage nicht schlimm genug darstellen, die Einzelstaaten kamen und riefen beim Reich nach neuen Steuern. Und jetzt? Jetzt sind die Finanzen ganz ausgezeichnet und neue Steuern absolut nicht erforderlich! Nun soll unser Etatrecht gebunden werden? Wir sind schon genug gebunden, deshalb wollen wir uns eben nicht weiter binden lassen. Haben wir technisch je eine Kritik geübt? Nein. Ein wahres Heer von Streitigkeiten wird durch das Gesetz heraufbeschworen. Wir sollen Vertrauen fassen zu den Herren Ressort-Chefs! Ja, geht das denn? Kaum fängt man an, Vertrauen zu fassen, so ist der Herr schon nicht mehr am Platze. (Große Heiterkeit.) Wie soll da subjektives Vertrauen erwachsen und erstarken! Und in solchen Momenten will man uns noch ansinnen, von unseren bescheidenen Rechten noch Theile festlegen zu lassen. Das ist kein Gesetz zur Stärkung des Ansehens des Reiches im Auslande; es ist ein Gesetz gegen das eigene Parlament, es ist geboren aus dem Mißtrauen gegen die eigene Volksvertretung. Das ist kein Constitutionalismus. Es hat keine Zeit gegeben, wo es nothwendiger gewesen wäre, die Rechte des Paraments zu wahren. Deshalb lehnen wir jedes Eingehen auf diese Vorlage ab. (Beifall links.)

Staatssekretär Tirpitz: Ich bin von dem ausgegangen, was gestern gesagt worden, nicht, was geschehen ist. Ich glaube, es kommt darauf an, den Nachweis zu liefern, welche wirklichen Bedürfnisse vorliegen, wie stark die Flotte sein müsse, und zweitens, ob die Vorlage finanziell angängig ist. Der Vorredner hat ausgeführt, daß unsere Flotte beim Weitem ausreiche und hat auf den chinesischen Zwischenfall hingewiesen. Wir sind der Ansicht, unserer pflichtmäßigen Ueberzeugung nach, daß unsere Flotte eben nicht ausreicht für die Bedeutung Deutschlands. Gerade der chinesische Zwischenfall giebt das Beispiel dafür. Wir haben unsere gesammten guten Kreuzer nach China detachiren müssen, sodaß wir bei Ausbruch eines Krieges keinerlei dergleichen Schiffe in der Heimath hätten. Wir haben auf Schulschiffe zurückgreifen müssen, die wirklich schwimmende Gymnasien darstellen mit ein paar Kanonen an Bord und einer Besatzung, die überwiegend aus Knaben besteht. Es ist darauf hingewiesen, daß der Schutz unserer Seeinteressen im Frieden ausreichend bewirkt ist und wir darum um so weniger einer Schlachtflotte bedürfen. Worin besteht die Bedeutung des einzelnen Kreuzers im Auslande? Weniger in der Macht, die er darstellt, als in der Macht, die dahinter steht, und das ist die Schlachtflotte. Es ist weiter bemängelt worden, daß die Indiensthaltung der Schiffe so sehr gesteigert werden mußte. Ja, meine Herren, in der Indiensthaltung der Schiffe liegt die Leistungsfähigkeit des Personals im Kriegsfalle, und ebenso wenig wie alte Schiffe auch mit jeder Besatzung etwas leisten können, ja wie man es kaum verantworten kann, solche Schiffe hinauszuschicken, ebenso wenig leisten neue Schiffe mit einem nicht gut ausgebildeten Mannschaftsmaterial. Es ist dann auf die finanzielle Seite hingewiesen; diese glaube ich gestern genügend erläutert zu haben. Nur einen Punkt will ich herausgreifen, der beweisen sollte, daß die veranschlagten Gelder nicht zutreffen. Der jetzige Kreuzer sei höher, als früher veranschlagt worden. Ich habe gestern schon erwähnt, daß die erste Veranschlagung auf Grund von Schätzungen geschah, daß wir jetzt aber fertig gebaute Schiffe dieser Art haben, die also einen sichern Anschlag ermöglichen. Die Typen, die im Gesetzentwurf vorgeschlagen sind, sind auch garnicht neu. Schon mein Amtsvorgänger hat sie aufgestellt. Unsere Schlachtflotte hat aus 17 Panzerfahrzeugen zu bestehen. Das war die allgemeine Ansicht in Marinekreisen von jeher. Das hat auch mein Vorgänger gewußt, denn das Reglement dafür besteht seit dem Januar 1893. Der Vorredner hat das Aeternat als etwas sehr schlimmes hinzustellen versucht. Ja, was bedeutet denn das Aeternat? Es bedeutet weiter nichts als daß die Flotte, die das Haus für nothwendig anerkannt hat, die es bewilligt hat — wenn ich das Glück haben sollte, die Herren davon zu überzeugen — auch künftig erhalten werden soll. Es kann doch nicht Ihre Absicht sein, eine Flotte zu schaffen, ohne ihr nachher auch die Mittel zu ihrer Erhaltung zn bewilligen! Es ist weiter hervorgehoben worden, daß durch die Art der Behandlung der Marineangelegenheiten, wie sie angestrebt wird, die Höhe des parlamentarischen Niveaus sinken würde. Ich habe nie die Ehre gehabt, hier vor Ihnen zu stehen und bin in parlamentarischen Dingen ein völliger Neuling. Aber ich habe nicht den Eindruck, daß die Verhandlung über den Abstrich eines Schiffes einen besonders hohen Grad der Debatte kennzeichnet. Ich glaube, daß die Höhe der

---

Auf Umwegen.

Novellette von **Georg Prinz**

(Nachdruck verboten.)

Die Baronin von Schwingenstein war außer sich, — bereits zum dritten Mal las sie das Briefchen durch, und noch immer konnte sie sich nicht vertraut machen mit dem, was diese Zeilen ihr Neues kündeten. Endlich aber fand sie sich doch in die Situation, und nun erkannte sie auch die ganze Größe der Gefahr — da mußte sofort energisch eingeschritten werden!

Sie schellte und befahl dem eintretenden Diener mit kurzen schroffen Worten: „Ich lasse den jungen Herrn bitten."

Dann ging sie erregt im Zimmer umher und machte sich einen Feldzugsplan zurecht, denn ohne einen harten Kampf würde das jetzt nicht abgehen, das ahnte sie bereits.

Fünf Minuten später trat Baron Botho ein. Er küßte der alten Dame galant die Hand und fragte nach dem Befinden der Frau Mama.

Die Baronin sah ihren Sohn einen Augenblick prüfend an, dann lächelte sie und sagte: „Mein lieber Botho, ich habe Dir eine erfreuliche Nachricht zu übermitteln, Du wirst beim Onkel Johann erwartet. Cousine Laura ist auch da. Pack' nur schnell ein und reise hin."

Baron Botho schwieg nnd suchte zu erforschen, wo hinaus die Mama wollte, denn daß die Einladung fingirt war, durchschaute er ja nur zu klar. Endlich entgegnete er scherzenden Tones: „Carte blanche, Mamachen! weshalb willst Du mich fortschicken?"

„Damit Du keine Dummheiten machst, mein lieber Junge."

Und noch heiterer rief er: „Gelt, Mammi, Du hast doch wieder einmal spionirt!"

„Zu Deinem und zum Glück unserer Familie habe ich stets offene Augen. Also kurz heraus: Du denkst doch nicht im Ernst daran, diese Person zu heirathen?"

Jetzt wurde der junge Mann ernst. „Wenn Du über diese Angelegenheit mit mir sprechen willst, Mama, werden wir Beide in der Wahl unserer Ausdrucksweise recht vorsichtig sein müssen", sagte er mit höflicher, aber fester Stimme.

„Das heißt, Botho, Du mißachtest meine besten Wünsche für Deine Zukunft." Die alte Dame rief das mit vor Erregung zitternder Stimme.

Desto ruhiger aber entgegnete der Sohn: „Liebe Mama, ich bin fest überzeugt, daß Du nur mein Bestes willst, trotz alledem aber kann ich in einer Herzensangelegenheit nur meinen eigenen Weg gehen."

„Aber solche Damen vom Theater heirathet ein Baron von Schingenstein nicht!"

„Du bist schon zu hart in Deinen Worten, Mama, und auch ungerecht, denn Du kennst die junge Dame ja garnicht."

„Aber ich dulde diese Heirath unter keiner Bedingung! rief die alte Dame erbittert.

Da machte Baran Botho ein tadellos höfliche Verbeugung, sagte: „Wir sprechen wohl besser eie ander Mal darüber", und empfahl sich.

Und die Baronin wurde natürlich nur noch ärgerlicher.

Eine halbe Stunde später war sie bei ihrem Anwalt, dem sie den Fall vortrug. Mit erregten Worten schloß sie ihren Antrag: „Es darf nicht geschehen, Herr Doctor! Sie müssen mir beistehen, daß wir die Geschichte hintertreiben. Fahren Sie zu dieser Gauklerin und sehen Sie zu, daß wir sie mit Geld abfinden können."

Doctor Lewald zuckte lächelnd die Schultern — ein Zeichen, daß er in Verlegenheit war — und endlich meinte er ausweichend: „Ich fürchte nur, Frau Baronin, daß ich nicht die geeignete Persönlichkeit bin, hier eine erfolgreiche Rolle zu spielen."

Aber sein Sträuben half ihm nicht, die Baronin bat und flehte solange, bis er endlich zusagte, den Versuch machen zu wollen.

* *

„Das gnädige Fräulein läßt den Herrn Doctor bitten," hier ein wenig warten zu wollen", sagte die Zofe und ließ den Advokaten in einen geräumigen Salon eintreten.

Doctor Lewald sah sich prüfend um. Er war einigermaßen enttäuscht. Er hatte geglaubt, hier ein kokettes Künstlerheim zu finden, einen Raum, der mit übertriebener Eleganz flott und bunt ausgestattet sein würde, so ein wildes Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Gegenstände, wie eine bizarre Laune sie schuf, — denn so hatte er aus Erzählungen und Romanen derartige Räumlichkeiten im Gedächtniß —; nun aber fand er hier ein bürgerlich gut eingerichtetes Zimmer, das, wenn auch nur einfach, so doch gediegen und mit Geschmack arrangirt war. Er sah in dem hohen Spiegel seine Gestalt, und unwillkürlich hielt er noch eine letzte Musterung seiner Toilette. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einer so berühmten Diva gegenüber stehen sollte. Er merkte, daß seine Mission mehr als schwierig war, und sobald er sich die kapriziöse kleine Gestalt der Künstlerin vorstellte, bekam er Herzklopfen und wurde verlegen, trotzdem er ein Mann von 35 Jahren war. Und nun, ganz plötzlich, als er all' das überdachte, kam ihm der Gedanke, daß er doch eigentlich überhaupt noch keiner Dame näher gestanden habe, ganz einfach darum nicht, weil er bis dato stets bemüht gewesen war, sich erst eine Position zu erringen. Und die ganz natürliche Gedankenfolge war, daß er jetzt sein ödes Junggesellen-Heim mit diesem traulichen Raum verglich, und daß ihm ein heimliches Grausen vor seiner Einsamkeit überfiel.

„Herr Doktor Lewald", sagte Fräulein Clarisse Warburg, die durch eine Tapetenthür geräuschlos eingetreten war, — „was verschafft mir die seltene Ehre Ihres Besuches?

Der Advokat verneigte sich grüßend. Er sah das schöne Mädchen mit dem lieblichen Gesicht einen Augenblick wortlos an, denn er hatte sich diese berühmte Künstlerin anders vorgestellt, — da war auch rein gar nichts zu finden von alledem, was man den Theaterdamen nachredete! — ein schönes jugendfrisches Mädchen, einfach und schlicht, — und weil er so angenehm enttäuscht war, darum schwand auch sofort seine Verlegenheit und deshalb fand er auch sogleich die rechten Worte.

„Mein gnädiges Fräulein, ich komme im Auftrage der Frau Baronin von Schwingenstein," begann er.

Das Fräulein lächelte nur.

Und er sprach weiter: „Sie werden ohne Zweifel ahnen, gnädiges Fräulein, was ich Ihnen sagen will."

(Schluß folgt.)

Aufgabe des Hauses mehr zum Ausdruck kommt, wenn darüber berathen wird: wie stark soll die deutsche Flotte sein und was ist ihr Zweck? Das Preßbureau des Marineamts ist einer Kritik unterzogen worden. Als ich das Amt übernahm, habe ich die Ueberzeugung gehabt, daß Deutschland der Entwickelung der Seeinteressen ein größeres Gewicht beimessen sollte. Ich fand sehr erhebliche Unklarheiten in der Oeffentlichkeit, und ich habe deshalb dem Preßbureau des Reichsmarineamts den Auftrag gegeben, hier aufklärend zu wirken, und Nachrichten, die weitere Kreise interessiren könnten, soviel als nur möglich an die Presse zu geben. Ich habe keine Ausnahme gemacht, und wenn z. B. die Redaktion der „Freisinnigen Zeitung" Berichte haben wollte, würde ich sie ihr mit Vergnügen gehen. (Heiterkeit.) Hier aufklärend und überzeugend zu wirken, habe ich für mein Recht und meine Pflicht erachtet. (Lebhafter Beifall rechts.)

Abg. Graf v. Arnim (kons.); Wir würden enttäuscht gewesen sein, wenn der Abgeordnete Richter an der Vorlage auch nur ein gutes Haar gelassen hätte (Heiterkeit); wir waren vollkommen darauf vorbereitet, daß er in dieser Weise sprechen würde, und ich möchte nur den Abg. Richter bitten, nun einmal bei dem warmen Interesse, welches jedes Wort für die deutsche nationale Marine enthielt, einen Plan vorzulegen, der der Kritik der anderen widerstände, ich glaube, der Plan würde unter aller Kritik sein. (Sehr gut! rechts.) Graf Arnim erklärt dann Namens der Reichspartei, daß sie die Vorlage für eine sehr gute Grundlage einer Verständigung halte. Die Sozialdemokraten meinten freilich, die Schiffe seien nichts weiter als eine kulturfeindliche Erfindung der Regierung, in Wirklichkeit dienten aber die Schiffe dem Schutze unserer nationalen Arbeit. Auch der Abg. Richter habe leider kein Verständniß für die Bedeutung der Kreuzer für den Schutz unseres nationalen Handels. Das Mißverhältniß zwischen der Bedeutung des Handels und seinem Schutz durch die Marine sei nirgend so groß als bei uns.

Abg. Lieber (Ctr.) hebt hervor, daß seine Partei nicht wie die Abgg. Richter und v. Jazdzewski oder die Grafen Limburg und Arnim mit einem fertigen Votum in die erste Lesung der Vorlage eingetreten sei. Es handle sich um etwas Wichtiges, und da sei es unmöglich, schon jetzt zu einem abschließenden Urtheil zu kommen. Die politische Lage sei für eine solche Vorlage die denkbar ungünstigste. Mit Hängen und Würgen sei diese Vorlage sowie die Militärstrafprozeßordnung im Bundesrath zu Stande gekommen. Auch bezüglich der letztgenannten Vorlage sei seine Partei mit ihrem Urtheil nicht fertig; sie werde sie mit Wohlwollen, aber mit der schärfsten Sonde prüfen. Leider sei ferner das Versprechen bezüglich des Vereinsgesetzes in Preußen noch nicht eingelöst. Auch die Forderung des Reichstages hinsichtlich des Jesuitengesetzes sei vom Bundesrath nicht berücksichtigt worden. Trotzdem seien seine Freunde entschlossen, den vorliegenden Entwurf mit voller Objektivität zu prüfen und die Stellungnahme zu ihm nur von Gründen, die in der Sache selbst lägen, sich diktiren zu lassen. Die Bedenken, die von der allgemeinen Finanzlage herzuleiten seien, wären doch nicht so ganz von der Hand zu weisen. Auch die Frage, ob eine gesetzliche Regelung der Angelegenheit notwendig sei, bedürfe einer Prüfung. Man habe dieses Septennat ein Aeternat genannt; eigentlich binde man sich aber bei jedem Gesetz, z. B. bei Beamtenbesoldungen. Zuzugeben sei, daß hierbei auch eine moralische Bindung für die Regierung vorliege. Der Reichstag würde sich nach etwa fünf Jahren sogar noch viel eher einer solchen Bindung entziehen können, als die verbündeten Regierungen. Der Reichstag habe es in der Hand, ebenso gut wie die Schiffe, so auch die Formationen, die jährlichen Indienststellungen festzulegen. Jedenfalls sei diese Vorlage eines der glänzendsten Vertrauenszeugnisse, die die Regierung diesem Reichstage ausgestellt habe. Wenn die Zusicherung gegeben werde, daß die Kosten dieser Vorlage nicht auf die Schultern der breiten Massen, sondern derjenigen, denen die Vorlage zu Gute komme, gelegt würden, so wären neun Zehntel des Widerstandes gegen die Vorlage gebrochen. Redner wiederholt schließlich, daß seine Partei die Vorlage keineswegs wie der Abg. Richter, a limine ablehne, sondern sie sorgfältig prüfen wolle.

Staatssekretär Tirpitz sagt, der vom Vorredner angeregte Gedanke, eine Limitirung der Kosten, sei von den Regierungen noch nicht erwogen worden. Er für seine Person stehe diesem Gedanken nicht ablehnend gegenüber, vorausgesetzt, daß dadurch der Zweck erreicht würde.

Abg. Graf v. Bernstorff (Welfe) will sein Votum von dem Ergebniß der Kommissionsberathungen abhängig machen.

Nächste Sitzung Donnerstag 1 Uhr: Fortsetzung der heutigen Berathung; Interpellation Bassermann, betr. den Petroleumhandel (Schluß 5¹/₄ Uhr.)

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Frank, Thorn.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.